WerkstattGeschichte 25, Ergebnisse Verlag, Hamburg 2000, S. 139-141

Der Holocaust im Leben von drei Generationen

Gabriele Rosenthal (Hg.), Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Gießen (Psychosozial Verlag) 1997, 461S., 48,– DM

Untersuchungen über die intergenerationellen Auswirkungen der nationalsozialistischen Verfolgung haben in den letzten zehn Jahren die Nischen der psychologischen und psychoanalytischen Fachliteratur verlassen und ihren Platz in der durchaus umsatzträchtigen Sachliteratur gefunden. Die Begriffe »zweite« und (seltener) »dritte Generation« von Opfer-, Täter- und (ebenfalls seltener) Mitläuferfamilien im Buchtitel haben sich als zugkräftig erwiesen. Kann da der 461 Seiten starke, von Gabriele Rosen-

thal herausgegebene Band noch Neues bieten? Ja, er kann. Die Autorinnen haben Interviews mit Angehörigen von zwanzig in Israel und achtzehn in Deutschland lebenden Familien geführt. In ihrem Auswertungsband bieten sie ein eindrucksvolles und eindringliches Bild der Verfolgungserfahrungen ausgewählter Familien, von deren individuellen und familiären Bewältigungsstrategien und den transgenerationellen Verschiebungen der Traumata. Aber – und das ist das Besondere an diesem Buch – sie belassen es nicht bei der Beschreibung und Deutung der individuell-psychischen und familiären Prozesse, sondern analysieren diese Erfahrungen und Auswirkungen vor dem Hintergrund des jeweiligen gesellschaftlichen Kontextes in Israel, der DDR und der Bundesrepublik. Sie nehmen die Bedingungen in den Blick, unter denen Überlebende des Holocaust und ihre Familien in diesen Gesellschaftssystemen ihr Leben gestaltet haben.

Das Gemeinschaftswerk ist von zehn deutschen und israelischen Soziologinnen, Politologinnen und Psychologinnen verfasst, wobei Gabriele Rosenthal für die meisten Texte allein oder in Zusammenarbeit verantwortlich zeichnet. Es stellt fünf Familien vor, deren »erste Generation« die Shoa überlebte, sowie vier, deren »erste Generation« als »Zwangsemigranten« nach Palästina auswanderte. Der Nach-Shoa-Zeit wird dabei breiter Raum gegeben. Die Autorinnen weisen überzeugend nach, »daß die strukturellen Unterschiede im familiären Dialog über den Nationalsozialismus weit weniger auf den Sozialisationseinflüssen nach 1945 als vielmehr auf der Unterschiedlichkeit der Familienvergangenheit vor 1945 basieren«. Hatten Mutter oder Vater ein Ghetto, ein KZ oder Vernichtungslager überlebt, bleibt der innerfamiliäre Generationen-Dialog – unabhängig vom Wohnort in Israel, der DDR oder Westdeutschland – von den Themen Tod und Angst vor Vernichtung geprägt. In den Familien der Emigranten hingegen geht es in vielfältiger Form um das Leben in der neuen Gesellschaft. Bisweilen haben die Autorinnen die psychoanalytische Etikettierung einer Interviewpassage sehr schnell bei der Hand, doch über weite Strecken ist die Darstellung gelungen und trotz einiger Redundanzen (die Zitate belegen oftmals wörtlich eine These) gut lesbar. Dieser Teil macht zwei Drittel des Textes aus, während der letzte Teil eher wie ein Appendix wirkt und inhaltlich stark abfällt. Zudem entpuppen sich die auf dem Umschlag als »Nazi-Täter« Bezeichneten als Mitläufer, deren konkrete Schuld nebulös bleibt. Dennoch geben die Verfasserinnen durch den Vergleich der innerfamiliären Auswirkungen in Opfer- und Täterfamilien der bisherigen Forschung neue Anregungen, wo die Unterschiede der – oberflächlich besehen – zunächst sehr ähnlichen Phänomene zu suchen sein könnten. Als ähnliche Auswirkungen nennen sie – wie schon andere Wissenschaftler vor ihnen – die Abwehr von Informationen, Vernichtungs- und Trennungsängste, Schuldgefühle, behinderte Autonomieprozesse bei den folgenden Generationen und psychosomatische Reaktionen. Eine bekannte übliche Folge ist das Schweigen. Vor allem Rosenthals eingehende Betrachtung zeigt, daß demselben Symptom allerdings entgegengesetzte Motive zugrundeliegen: Während die Überlebenden schweigen, um ihren Kindern Belastungen zu ersparen, schützen die Täter und Mitläufer damit in erster Linie sich selbst. Die Kinder der ersteren fühlen sich schuldig, weil sie den Eltern das Leiden nicht abnehmen können. Die Kinder der Täter hingegen phantasieren, wie sie sich selbst als potentielle Täter verhalten hätten, sehen die Eltern – hier zumeist den Vater – als an den Verhältnissen zerbrochenes Opfer und entlasten oftmals die realen Täter, während sie an ihrer Wahrnehmung zu zweifeln beginnen.

So erhellend das methodische Vorgehen ist, individuelle, familiäre, gesellschaftliche und staatliche historische Prozesse als kom-

plexe interdependente Systeme in den Blick zu nehmen, so befremdend wirken einige Bemerkungen, die Rückschlüsse auf die Interviewpraxis zulassen: Die Autorinnen verfolgen mit Einzel- wie insbesondere mit den Familiengesprächen »auch sozialtherapeutische Intentionen«. Sie wollen »bei der Öffnung des familialen Dialogs helfen«, lassen »Familienskulpturen« erstellen und versuchen in der konkreten Gesprächssituation die Interviewten »zu unterstützen, sich aufeinander zu beziehen«. Tatsächlich arbeiten viele oral historians in Anlehnung an gesprächstherapeutische Modelle und nutzen neben historischen und soziologischen auch psychologische wie psychoanalytische Kategorien zur Auswertung ihres Materials. Und selbstverständlich ist jedes lebensgeschichtliche Interview in gewissem Sinne eingreifende Forschung, bewirkt Veränderungen bei Interviewten wie Interviewern. Doch die Autorinnen gehen einen großen Schritt weiter. Schon über die »heilende Wirkung«, die Rosenthal in früheren Publikationen ihren Interviews für die Befragten zuschrieb, könnte gestritten werden. Nun jedoch erhebt sich die Frage, wer die Interviewerinnen eigentlich dazu bevollmächtigt hat, in den innerfamiliären Dialog einzugreifen. Ein Beispiel aus dem zweiten Kapitel: »Die Interviewerinnen versuchen, Mutter und Tochter aufeinander zu beziehen. Auf die Frage an Irina, wie sie es empfinde, dass ihre Tochter meint, sie beschützen zu müssen, erklärt Irina sehr bestimmt und fast aggressiv: ›Ich bin nicht schutzbedürftig.‹ Die Bitte, dies ihrer Tochter direkt mitzuteilen, wehrt sie mit der Bemerkung ab: ›Ich habe das nie gesagt, dass sie mich beschützen soll.‹ (...) Von den Interviewerinnen ermutigt, über ihre Wünsche in ihrer Beziehung zu sprechen, verdeutlichen Mutter und Tochter in den darauffolgenden Sequenzen, dass beide einerseits einen näheren Kontakt zueinander wünschen, andererseits einander auf Distanz halten möchten.« Haben die Mutter und die Tochter darum nachgesucht, ihre persönliche Beziehung im Gespräch mit Interviewerinnen zu klären? Wurden sie von der Absicht informiert, den innerfamiliären Dialog zu öffnen? Haben sie sich damit einverstanden erklärt oder wurde ihr Einverständnis stillschweigend vorausgesetzt? Langatmige methodische Erläuterungen ermüden in der Regel, aber in diesem Fall wären einige Erläuterungen zur Legitimation wohl angebracht gewesen.

BEATE MEYER
(BERLIN)